

Der Deserteur.

Roman von D. Elster.

(6. Fortsetzung.)

„Ja — ich denke wohl...“
„Zum Kuckuck — verzeh! Aber weshalb feiert Ihr denn keine Verlobung?“

„Ich weiß es nicht...“
„Du — Du weißt es nicht?“
„Herr Hauwilleler meint, er habe Rücksichten auf seine Landsleute zu nehmen...“

„Na, höre mal, besser Freund — das ist doch sehr sonderbar. Du wirst mir zugestehen, daß Du Dich da in etwas seltsamer Position befindest.“

Harald zuckte stumm die Achseln. Er hatte ja selbst schon gefühlt, daß seine Stellung im Hause Hauwilleler eine für ihn unwürdige war. Er würde sich auch schon zurückgezogen haben, wenn die stumme Bitte der Augen Henriettes ihn nicht immer wieder festgehalten hätte. Freudig war er damals im Walde auf den Vorschlag Monsieur Hauwillelers eingegangen und hatte getreu sein einmal gegebenes Wort gehalten, in der Hoffnung, daß seine Verlobungszeit bald ein Ende finden werde.

Der erste Abend den er in der Familie Henriettes zubrachte, hatte seine Hoffnung auch noch belebt. Henriette empfing ihn mit glückstrahlenden Augen und holdem Erörtern, Julie flüsternte ihm schelmisch zu: „Alles geht gut... Tante ist für uns...“

Madame Hauwilleler kam Harald in der That sehr freundlich entgegen. Sie war eine zierliche, etwas kränkelnde Dame von etwa fünf- und zwanzig Jahren, deren blaue Augen und hellblonde Haare ihre deutsche Abstammung verrathen. Aus Karlsruhe stammend, hatte sie ihren Gatten in Baden-Baden kennen gelernt, das vor dem Kriege noch häufiger als jetzt von den Franzosen besucht wurde. Bis zum Kriege hatte das Ehepaar auch glücklich zusammen gelebt; jeden Sommer brachte Madame Hauwilleler einige Wochen in ihrer deutschen Heimath zu, Henriette erhielt ihre Ausbildung in Straßburg und Karlsruhe, und Monsieur Hauwilleler selbst ging jedes Jahr auf mehrere Wochen nach Baden-Baden.

Nach dem Kriege aber änderten sich diese Verhältnisse. Monsieur Hauwilleler wollte von Deutschland nichts mehr wissen und brach jeden Verkehr mit den Verwandten seiner Frau ab. Henriette wurde nach Nancy in ein französisches Pensionat geschickt und Madame Hauwilleler sah ihre Heimath nicht wieder. Sie war zu schwach, um sich gegen den Willen ihres hartköpfigen Gatten aufzulehnen. Um des lieben Friedens willen fügte sie sich duldsam den tyrannischen Anordnungen ihres Gatten.

Um so freundlicher begrüßte sie es, daß ihr Gatte den jungen deutschen Offizier in ihr Haus einführte. Sie sah darin eine beginnende Sinnesänderung ihres Mannes und hoffte, daß die Liebe ihrer Henriette die Gegenstände in dem Leben der Familie ausgleichen würde.

Auch Henriette hoffte es, und Harald glaubte zuversichtlich, daß er den Widerstand Monsieur Hauwillelers, der ihm im übrigen mit Vorbehalt, wenn auch zurückhaltender Gastfreundschaft entgegenkam, überwinden werde.

Aber sie täuschten sich alle. Monsieur Hauwilleler hielt an seinem Standpunkt fest, er trat aus seiner Nische nicht heraus und gab auch nicht das leiseste Zeichen einer Ermunterung für Harald. Harald durfte seinem Worte gemäß mit Henriette nicht über seine Liebe sprechen, er fand auch niemals Gelegenheit dazu, mit ihr allein zu sprechen. Monsieur Hauwilleler wollte es so einzurichten, daß er selbst stets zugegen war. Die Zusammenkünfte bei der „guten Quelle“ hatten natürlich aufgehört; Henriette selbst hatte das Versprechen, nicht mehr dorthin zu gehen, ihrem Vater gegeben, nachdem ihr dieser gesagt, daß Harald bei ihnen verbleiben werde.

Sie war glücklich über das Zugeständnis ihres Vaters, aber bald sollte auch sie einsehen, daß sie dadurch nur der harmlosen Freude des Zusammenkommens mit dem Geliebten beraubt war.

Ein vertrauliches Wort wurde zwischen ihnen nicht mehr gewechselt. Der ganze Verkehr vollzog sich unter den scharf beobachtenden Augen des Vaters und beschränkte sich in den gewöhnlichen Formen eines rein gesellschaftlichen Zusammenkommens.

Das wirkte auf die Dauer niederdrückend und peinlich auf Henriette und Harald. Beide klagten, ihre Freiheit verloren zu haben, die schönen Stunden im rauschenden Walde, in denen ihre Seelen geheime Aussprache halten konnten, in denen sie nicht stets unter der Aussicht der scharfen Augen Monsieur Hauwillelers standen.

„Du hast auch Rücksichten zu nehmen, Harald,“ fuhr Lulu nach einer Weile fort.

„Laß uns nicht mehr davon sprechen!“

„Versprich mir wenigstens, ein Ende zu machen.“

„Ich kann nichts versprechen und

bitte Dich nochmals, nicht mehr darüber zu reden.“

„Wie Du willst — ich meinte es gut.“

Mißgestimmt lehnte er sich in seinen Stuhl zurück. Beide schwiegen und hingen ihren Gedanken nach.

An dem großen Tische brach in diesem Augenblick ein unbändiges Gelächter aus.

„Was gibts denn?“ fragte Lulu, sich erhebend und zu den Kameraden zurücktretend.

„Ein famoseres Witz!“ rief ein junger Offizier. „Jad kann ein neues Kunststück!“

Jad war ein raubhaariger Pintzler, welcher eigentlich dem Adjutanten Leutnant von Fuchs gehörte, aber sich derartig emanzipiert hatte, daß er fast ganz auf eigene Faust lebte. Er kannte jeden Soldaten der kleinen Garnison und begrüßte jede Uniform mit einem freundlichen Winken seines kurzen Stummelschwanzes. Aber während er Unteroffiziere und Soldaten nur mit diesem kurzen Gruß begrüßte, schloß er sich den Offizieren ganz kameradschaftlich an. Traf er auf seinen Streifzügen einen Offizier, dann begleitete er ihn ein Stück Weges, bis er eine neue Unterhaltung fand. Er kam und ging, wie es ihm gefiel. Am Abend blieb er so lange da, bis der letzte Offizier sich entfernte, diesem folgte er dann, um in dessen Wohnung zu schlafen.

Dieser merkwürdige Hund, welcher bei den Soldaten der „kleine Adjutant“ hieß, war außerordentlich gefreut. Er nieste auf Kommando, er stieß sich tot, er nahm von einem „Franzosen“ nicht das schönste Fleischt, er strich mit den Fingern die Asche von der Zigarre und was dergleichen Kunststücke waren, die ihm von den jungen Offizieren beigebracht wurden.

„Fuchs hat ihn ein famoseres Kunststück gelehrt!“ rief ein junger Offizier. „Fräulein Henriette wird sich sehr darüber freuen.“

Es war bekannt, daß der lange Adjutant sich vergeblich um die Gunst der schönen Französin bemüht und einmal sogar eine etwas derbe Zurückweisung erhalten hatte.

„Laßt die Dummheiten sein!“ warnte Lulu mit einem Seitenblick auf Harald.

Aber die übermüthige Laune der jungen Offiziere ließ sich nicht mehr zügeln.

„Laß Jach das Kunststück machen, Fuchs!“ rief man diesem zu.

Der lange Adjutant grinste vergnügt und spöttisch.

„Wenn Ihrs durchaus wollt!“ sagte er. Dann rief er: „Jach, komm einmal her, du Schlingel!“

Monsieur Jad kam langsam näher und sah seinen Herrn mit einem spöttischen Gesicht an, während er langsam mit dem Stummelschwanz wedelte.

Fuchs ergriff ein Stück Zucker, sofort setzte sich Jad auf die Hinterbeine.

„Schön... aber wie macht Henriette?“ fragte der Adjutant.

Bei dieser Frage stellte sich Monsieur Jad hoch auf die Hinterbeine und freckte die Zunge heraus.

Die Offiziere brachen in ein tolles Gelächter aus. Man wußte, daß allerdings nicht Fräulein Henriette, dem Adjutanten einmal die Zunge gezeigt hatte, als er unermüdetlich vor der Fenstern der jungen Mädchen auf und ab promenierte.

„Bravo, Jad!“ rief man lachend. „Komm her — wie macht Zettchen... famos!“

Und Jad bekam von allen Seiten Zucker.

„Ich werde morgen vor dem Fenster Zettchens das Kunststück probiren,“ sagte der Adjutant.

In diesem Augenblick führte er eine Hand sich schwer auf seine Schulter legen. Eine zornig bebende Stimme sagte:

„Sie werden das gefälligst unterlassen, Herr von Fuchs!“

„Nanu?“

Fuchs sah in das ernste, zornige Gesicht Haralds.

„Ach, Sie sinds, Heined! — Na, Sie werden doch einen Spaß verstehen?“

„Nicht, wenn es sich um eine geschmacklose Verspottung einer jungen Dame handelt, mit der ich zu verkehren die Ehre habe.“

Leutnant von Fuchs wurde ebenfalls ernst.

„Es handelt sich um keine Dame der Gesellschaft,“ sagte er.

„Herr Leutnant von Fuchs, Sie werden das Wort zurücknehmen!“ rief Harald, bleich vor Erregung.

„Ich nehme nichts zurück, oder Sie müßten mir erklären, in welchem Verhältniß Sie zu jener Dame stehen.“

Harald athmete heftig. Er hatte den Spott des Adjutanten sehr wohl verstanden, er sollte nicht nur Henriette, sondern auch ihn selbst treffen. Die geschmacklose Art und Weise dieses Scherzes erbitterte ihn, er bebte vor Zorn.

„Ich werde mir Ihre Erklärungen über Ihr sonderbares Benehmen auslitten, Herr von Fuchs!“ rief er hervor.

„Ich stehe zu Diensten, Herr von Heined,“ entgegnete dieser mit kühler Liebergenheit. „Ich denke jedoch, für jetzt ist unsere Unterredung zu Ende.“

Er setzte sich wieder und trant gelassen ein Glas Wein.

„Komm, Harald,“ flüsterte Lulu dem Freunde zu. „Da hast Du's — das sind die Folgen...“

„Ich werde sie zu tragen wissen,“ entgegnete Harald und entfernte sich mit dem Freunde.

10. Kapitel.

Der erste Verdacht.

Am anderen Tage wurde Harald zu dem Kommandeur, Oberstleutnant von Gimberg, befohlen.

Harald wußte, daß es sich um das Duell mit Leutnant von Fuchs handeln würde, denn er hatte diesem am Morgen seine Selbstanzeige, Leutnant Krumbold und Leutnant von Stranzky, gefickt und dieser hatte selbstverständlich die Forderung angenommen, welche auf Pistolen lautete und am folgenden Tage ausgesprochen werden sollte. Wie es die Vorschrift bestimmte, hatte man auch dem Ehrenrath Meldung gemacht und dieser hatte die Meldung an den Kommandeur weitergegeben.

Oberstleutnant von Gimberg empfing Harald in seiner Privatwohnung. Sein Gesicht war ernst und man konnte eine gewisse Unruhe an dem sonst so gleichmäßig ruhigen Offizier bemerken.

Als Harald bei ihm eintrat, erhob er sich rasch von seinem Schreibtisch, wo er ein umfangreiches Aktenstück gelesen hatte.

Harald stand in dienstlicher Haltung vor ihm.

„Herr Oberstleutnant haben befohlen...“

„Ja, Herr Leutnant, ich habe eine ernste Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen. Sie haben Oberstleutnant von Fuchs gefordert?“

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant.“

„Wollen Sie mir den Grund Ihrer Forderung sagen? In der Meldung des Ehrenrathes wird nur von einem persönlichen Konflikt gesprochen.“

„Oberstleutnant von Fuchs erlaube ich einen unpassenden Scherz über eine mir bekannte Dame und weigerte sich wegen dieses unpassenden Scherzes um Entschuldigung zu bitten.“

„In diese denn die Tochter des Gutsbesizers Louis Hauwilleler?“

„Sie verkehren in dem Hause dieses Herrn?“

„Ja — seit einigen Wochen.“

„Sie interessieren sich für Fräulein Hauwilleler?“

„Ja.“

„Nun gut — ich finde es ganz gerechtfertigt, daß Sie sich den unpassenden Scherz des Leutnants von Fuchs verbat. Ich kann Sie auch nicht hindern, Redenshaft zu fordern, oder meine Pflicht als Kommandeur und älterer Kamerad ist es, zu versuchen, einen Ausgleich zwischen Ihnen herbeizuführen. Sie kennen die Kammerkassendirektorin, nach welcher alle Streitereien und unnötigen Duelle zwischen den Offizieren vermieden werden sollen. Sie Majestät hat es ausdrücklich ausgesprochen, daß es nicht dulden werde, daß die Ehre eines Offiziers in frivolster Weise angegriffen wird, hat es dagegen als eines Ehrenmannes für durchaus nicht unwürdig erachtet, für ein unbesonnenes Wort um Entschuldigung zu bitten und solche Entschuldigung anzunehmen.“

„Ich kenne selbstverständlich die Kammerkassendirektorin, Herr Oberstleutnant. Doch ist es nicht an mir, um Entschuldigung zu bitten.“

„Würden Sie die Entschuldigung des Leutnant von Fuchs annehmen?“

„Wenn er zugleich Fräulein Hauwilleler um Entschuldigung bittet...“

„Ah — das ist etwas anderes!“

„Herr Oberstleutnant, die Beleidigung ist gefallen, während mehrere Gäste in dem Cafe anwesend waren... auch Zivilpersonen waren zugegen. Die Angelegenheit dürfte bald öffentlich bekannt werden, ebenso wie der unangenehme Scherz des Leutnant von Fuchs. Dieser äußerte sogar die Absicht, seinen Scherz wiederholen zu wollen. Ich muß also darauf bestehen, daß auch die Entschuldigung eine genügende ist, welche der Öffentlichkeit — jedenfalls aber der Familie der beleidigten Dame — bekannt wird.“

„Ich werde Leutnant von Fuchs das Unangenehme seines Scherzes nicht vorenthalten,“ entgegnete der Kommandeur ernst. „Ich muß Sie aber zugleich darauf aufmerksam machen, daß die Familie des Herrn Hauwilleler außerhalb unserer Gesellschaft steht und daß darin ein gewisser Milderungsgrund für Leutnant Fuchs liegt.“

„Leutnant von Fuchs wußte, daß ich in der Familie verkehrte.“

„Ja... das ist es, worüber ich ebenfalls mit Ihnen sprechen wollte. Ich hätte auch ohne diesen Zwischenfall mit Ihnen darüber gesprochen. Sie müssen diesen Verkehr abbrechen.“

„Das ist unmöglich, Herr Oberstleutnant!“

„Weshalb?“

„Weil das der Familie eine neue Beleidigung zufügen hieße... und weil... weil...“

„Nun, vollenden Sie.“

„Weil ich beabsichtige, in eine noch nähere Verbindung mit der Familie zu treten...“

„Sie wollen Fräulein Henriette heirathen?“

„Ja, Herr Oberstleutnant. Und ich hoffe, daß dieser meiner Absicht nichts entgegensteht. Die Familie Hauwilleler ist eine der angesehensten und ältesten des Landes — das Herr Hauwilleler ein sehr wohlhabender Mann ist, erwähnte ich nur nebenbei. Fräulein Henriette ist in Deutschland erzogen, ihre Mutter ist die Tochter eines höheren Beamten in Karlsruhe... meine Verheirathung würde mithin durchaus standesgemäß sein.“

„Ich will Ihnen hierin nicht widersprechen... ja, ich glaube, man würde gegebenenfalls eine solche Verbindung zwischen einem deutschen Offizier und einer einheimischen angesehenen Familie nicht ungern sehen, könnte dadurch den deutschen Sympathien im Lande ein Voranschub geleistet werden. Dennoch ist Ihre Verbindung in diesem Falle unmöglich. Haben Sie nicht bedacht, Herr Leutnant, daß Monsieur Hauwilleler einer der wüthendsten Gegner des Deutschthums ist?“

„Ich weiß es, hoffe aber — ja ich bin dessen gewiß, daß sich diese Ansicht des Herrn mit der Zeit ändern wird. Jedenfalls kann die politische Ansicht des Vaters nicht maßgebend für das Glück seiner Tochter sein... er selbst, Herr Oberstleutnant, hat mich zu dem Besuch seines Hauses aufgefordert.“

„Wissen Sie so bestimmt, daß er dabei nur aus Rücksicht auf seine Tochter gehandelt hat?“

„Weshalb sollte er mich sonst aufgefordert haben? Er wollte mich näher kennen lernen, ehe er mir das Gesicht seiner Tochter anvertraute.“

„Das glauben Sie — können aber nicht wissen, ob er nicht irgend welche geheime Absicht dabei verfolgte. Hat der Herr mit Ihnen niemals darüber gesprochen, ob Sie nicht bereit wären, nach Frankreich überzusiedeln?“

„In der That — er sprach einmal davon. Er besitzt bei Nancy noch ein Gut... und er meinte, daß ich — das heißt mir — seine Tochter und ich dort wohnen könnten.“

„Ah, seien Sie!“

„Ich wies natürlich einen solchen Gedanken energisch zurück.“

„Ich habe nichts anderes von Ihnen erwartet. — Aber lesen Sie doch einmal dieses Schriftstück der Landespolizeibehörde. Es ist durchaus seltet und ich erwarte von Ihnen, daß Sie es als seltet behandeln. — Bitte, lesen Sie.“

Er reichte Harald ein amtliches Schriftstück, welches folgendermaßen lautete:

„Was die Angelegenheit der Desertion anbelangt, so ist jetzt durch gewisse Recherchen festgestellt, daß ein Angehöriger Lothringens die Hand dabei im Spiele hat und die Soldaten durch vortheilhafte Anerbietungen und durch Prämien gelockt aller Art zur Desertion verleitet. Man hat den Bestreuten noch nicht ungewissheit feststellen können, der Verdacht richtet sich gegen mehrere Personen, in Lüttelburg gegen den dortigen Grundbesitzer Louis Hauwilleler, der Kambereien und Waldungen bei Nancy besitzt, welche an die deutsche Grenze stoßen. Durch geheime Nachrichten in Nancy ist festgestellt, daß die letzten Desertirende von Hanange, welche zu den Besigungen des p. Hauwilleler bei Nancy gehört, übernachtet haben und dort verpflegt wurden. Es steht aber noch nicht fest, ob mit oder ohne Vorwissen des Besitzers.“

Die Landespolizeibehörde ersucht Euer Hochwohlgeboren, auf den p. Hauwilleler, dessen Familie, Hausstand und Verkehr ein nachsames Auge zu haben, namentlich ob nicht ein gewisser Pierre Gaspard, Köhler im Walde von Hanange, bei Hauwilleler verkehrt. Sollten sich noch nähere Anhaltspunkte ergeben, werden Euer Hochwohlgeboren sofort benachrichtigt werden...“

Das Blatt entsand der Hand Haralds. Er war bleich geworden und es flimmerte ihm vor den Augen.

„Die Polizei muß sich irren, Herr Oberstleutnant,“ rief er hervor.

„Das ist möglich,“ entgegnete der Kommandeur achselzuckend, „Sie kann aber auch recht haben. Jedenfalls werden Sie einsehen, daß mit einem solch hergestalt verdächtigen Manne ein Verkehr unmöglich ist.“

„Wenn aber der Verdacht falsch ist?“

„Das wird sich bald herausstellen müssen. Ist es aber nun nicht denkbar, daß man den Verkehr mit Ihnen gleichsam als Deckmantel benützt...“

„Herr Oberstleutnant!“ — das ist unmöglich! Madame Hauwilleler und Henriette sind mir mit Offenheit und Herzlichkeit entgegengewonnen. Madame Hauwilleler ist eine gute Deutsche.“

„Ich nehme an, daß die Damen vor dem verbrecherischen Treiben des Gatten und Vaters nichts wissen. Sie können ebenso gut getäuscht sein, wie sie. — Aber sei dem, wie ihm wolle, ich muß von Ihrer Offizierslehre erwarten, daß Sie den Verkehr abbrechen. Sie sehen das ein?“

„Ja, Herr Oberstleutnant,“ entgegnete Harald tonlos.

„Nun gut — ich erwarte es nicht anders. Ich ermahne aber auch, daß Sie Hauwilleler gegenüber keine Andeutung machen, aus welchem Grunde Sie sich zurückziehen. Ist er schuldig,



„Was ist denn das bei Direktors für ein fürchterlicher Spektakel?“
„Ja, wissen Sie, der Herr Direktor wünschte, daß in dem neuen Stück seine Frau eine stumme Rolle übernehmen sollte!“

so darf er nicht gewarnt werden; wir müssen ihn unschädlich machen. Was Ihre Angelegenheit mit Leutnant Fuchs anbelangt, so werden Sie den Spruch des Ehrenrathes abzuwarten haben. Ich verspreche Ihnen, daß Leutnant von Fuchs Ihnen volle Satisfaktion geben soll, indem er sich vor den Theilnehmern an jenem Scherz bei Ihnen entschuldigt — sind Sie damit zufrieden?“

Harald vermochte nicht zu antworten. Die Erregung taubte ihm die Sprache.

Der Kommandeur betrachtete ihn mit theilnahmevollem Blick. „Ich verstehe und würdige Ihre seelische Erregung, lieber Heined,“ sprach er weniger streng. „Sie gereicht Ihnen nur zur Ehre. Aber bedenken Sie, daß Sie Offizier sind, daß Sie ernste und strenge Pflichten auf sich genommen haben, denen Sie Ihr persönliches Empfinden unterzuordnen haben. Diese Unterordnung ist oftmals schmerzhaft, ich weiß es, sie ist aber nothwendig, um unsere hohe Aufgabe als Führer und Erzieher der uns anvertrauten Söhne des Volkes erfüllen zu können. Ich weiß, Sie sind ein hochherziger, waderer, ehrenhafter Offizier des Königs, Ihre Vorkämpfer haben ihr Blut auf den Schlachtfeldern des Vaterlandes vergossen — sie sind als Helden gefallen — können Sie nicht Ihr Herz, Ihre Liebe dem Vaterlande, dem Könige, zum Opfer bringen?“

Harald richtete sich straff empor und sah seinem Kommandeur fest in das Auge.

„Ich werde es versuchen, Herr Oberstleutnant...“

Dieser reichte ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen, lieber Heined,“ sagte er bewegt. „Ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht. Und die Angelegenheit Ihrer Forderung überlassen Sie mir... Fuchs wußte schon dienstlich von dem Verdachte, welcher auf Hauwilleler laftet, daher muß seine Weigerung, sich zu entschuldigen, ich werde aber mit ihm sprechen und ich denke, er wird Ihnen vollste Genugthuung geben. Sind Sie damit einverstanden?“

„Ja...“

In diesem Augenblick klopfte es an der Thür.

(Fortsetzung folgt.)

Gekrönt als Modell.

Die Großen der Erde sind es nicht immer gewohnt, still zu sitzen, und ihre Ungebuld macht den Malern, die ihr Bild für die Zukunft festhalten sollen, häufig viel zu schaffen. Aber es giebt auch rühmliche Ausnahmen unter den Herrschern, die den Künstlern ihre schwere Arbeit nicht noch schwerer machen. Papst Pius X. z. B., so plaudert eine engl. Wochenchrift, ist von geradezu rührender Geduld im Stillhalten. Wenigstens berichtet so der bekannte amerikanische Maler Thabbeus, der vor nicht allzu langer Zeit den heiligen Vater porträitiren durfte. „Rein Berufsmodell,“ so erzählte der Maler, „hat mir je so gut Modell gestanden. Als ich ihn in seinem Stuhl zurechtgesetzt hatte, sah er so ruhig wie eine Statue. Einmal fragte ich ihn, ob er müde wäre, da antwortete er beiseite: „Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir erlauben würden, den Kopf ein wenig zu bewegen.“ Niemals vorher sah ich solche Geduld; niemals auch soviel einfache Güte in einem Antlitz.“

Damen sind nervöser und unruhiger, und selbst eine so lebenswürdige und freundliche Herrscherin wie Königin Alexandra von England hat nicht immer die langweilige Prozedur einer Sitzung ruhig ertragen. Als der englische Maler Frith vor einer Reihe von Jahren die damalige Prinzessin von Wales malte, verzweifelte er fast daran, die Linien dieses sitzenden beweglichen Antlitzes wiedergeben zu können und er beklagte sich bei dem Prinzen darüber, daß die Prinzessin nicht stillhalte und er daher wohl kein gutes Bild von ihr zustande bringen würde. „Sie müssen sie nur einmal tüchtig ausschimpfen, Mr. Frith,“ sagte der Prinz, „ja, wirklich, wir wollen sie einmal beide gehörig ausschelten, das wird vielleicht nützen...“

Kaiser Wilhelm gilt für eines der lebenswürdigsten und angenehmsten Modelle, das sich nur ein Maler wünschen kann. Als vor einiger Zeit ein englischer Künstler nach Berlin berufen wurde, um sein Porträt zu malen, wurde der Maler bei der ersten Sitzung in einen hohen, ziemlich tahlen Saal

des Palastes geführt, wo der Kaiser ihn erwartete. „Ist Ihnen dies Zimmer recht?“ fragte der Kaiser. „Würden Sie vielleicht einen anderen Raum lieber haben?“ „Nun ja,“ antwortete der Künstler, „ein kleines, behaglich und luxuriös eingerichtetes Zimmer wäre mir lieber.“ „Kommen Sie, wir wollen einmal sehen, ob wir so etwas finden können,“ sagte der Kaiser, und dann schritten sie zusammen durch den Palast und suchten, bis sie schließlich ein Gemach fanden, das allen Wünschen des Malers völlig entsprach.

„Nun,“ sagte der Kaiser, „geniren Sie sich nicht und malen Sie, wie wenn Sie zu Hause wären. Malen Sie sich's bequem! Wie malen Sie denn am liebsten?“ „Kod aus, Hut auf, Pfeife im Mund,“ antwortete der Künstler kurz und bündig. „Gerade so sollen Sie auch bei mir malen,“ sagte der Kaiser, „und so möchte ich Sie einmal malen. Also nun richten Sie sich's bequem und häuslich ein und wir wollen etwas über England plaudern.“

Auch König Eduard nimmt es mit den Sitzungen sehr genau. Als der Maler Jildes den Auftrag erhalten hatte, das Porträt des Königs im Krönungsornat zu malen, fand er in dem Herrscher das angenehmste Modell. Pünktlich zur Minute hielt der Königs Program vor dem Maler, Eduard trat mit freundlichem Grusse herein und nahm sofort die vorgeschriebene Stellung ein. Die Sitzung dauerte eine halbe bis eine Stunde und während der Arbeit plauderte der König über alle möglichen Dinge mit dem Maler und vergaß dabei doch nie die notwendige Ruhe zu bewahren. Freilich aber sind nicht alle hohen Herren so gnädig und gar mancher sträubt sich dagegen, überhaupt zu sitzen. Napoleon, der bekanntlich kein gebuldiges Modell war, hat einmal seiner Geringachtung des Porträtirten in der stolzen Antwort ausgedrückt, die er dem Maler Gros gab. „Die lange wird diese schöne Keimwand halten, M. Gros?“ „Wenigstens 600 Jahre, Eure,“ sagte der Maler. „Dann lohnt es sich wahrhaftig nicht, daß ich auf eine solche Kleinigkeit so viel Zeit verwannt habe.“

Wie viel Mühe hat es Menzel gemacht, für sein Versailles Krönungsmodell all die hohen Würdenträger zum Porträt-Sitzen zu bewegen! Von ähnlichen Erfahrungen erzählte auch Frith, als er die Studien zu seinem Gemälde der Hochzeitsfeierlichkeit des Prinzen von Wales machte. „Unter den Anwesenden,“ berichtet er, „war auch ein Herzog, der bekannt war als der Bestiger eines großen breiten Schlafpuzzes und eines sehr glatten Gesichtes. Auf meine Bitte, mit einer Sitzung zu gewähren, schrieb er folgendes: „Ich habe keine Lust, mich porträitiren zu lassen. Wenn meine Frau durchaus auf Ihr Werk herauf soll, dann will ich Ihnen meinen Hut zur Verfügung stellen und sie können ihn mir so tief über die Ohren ziehen, daß man mein Gesicht nicht sehen kann.“

Die Königin der Belgier weigerte sich geradezu, das Kostüm, das sie bei der Hochzeit getragen hatte, dem Künstler für eine Skizze zu leihen, wenn er nicht feierlich versprechen würde, weder zu rauchen noch Bier zu trinken,“ so lange die Robe im Atelier wäre. Auch der Maharaja Duleep Singh, dessen farbenprächtige Erscheinung auf dem Gemälde nicht vernichtet werden sollte, machte ebenfalls große Schwierigkeiten, als ihn der Maler darum anging, sein prunkvolles Gewand und seine unvergleichlichen Juwelen zu leihen. Da diese Wunder orientalischen Prunkes wirklich einzig und von unschätzbarem Werthe waren, so konnte man sein Börgern begreifen. Nachdem sich die britische Regierung für den Künstler verwendet hatte, willigte er ein, die Kostbarkeiten herzugeben, aber nur unter der Bedingung,

Begangene Fehler können nicht besser entschuldigt werden als mit dem Geständnis, daß man sie als solche wirklich erlenne.

Wissen, daß man weiß, was man weiß, und wissen, daß man nicht weiß, was man nicht weiß: Weisheit.

Es ist heuer so teuer, daß sparsame Ehemänner die Gistküde aus den „Highballs“ mit nach Hause nehmen.